

gewachsen« (191), und ihren englischsprachigen Roman *Baumgartner's Bombay* (1988) als einen Text mit »Schmelztiegel-Charakter« (197) um einen jüdischen Flüchtling aus Nazi-Deutschland, grundiert durch die Indien-Erfahrung ihrer deutschen, nicht-jüdischen Mutter (192, 196). Annakutty V.K. Findeis (Mumbai/Bonn) berichtet über ein Forschungsprojekt zu den teils deutsch, teils englisch verfassten Indien-Tagebüchern der Schweizerin Alice Boner (1889–1981), die ab 1935 42 Jahre lang in Indien lebte, um sich als Malerin und Kunstforscherin mit Tanz, Sakralplastik und Tempelarchitektur Indiens zu beschäftigen (202 f.).

Die Charakterisierung der einzelnen Beiträge des Sammelbands zeigt deren Heterogenität, bietet aber hoffentlich auch Entscheidungshilfe für eventuell Interessierte zum Weiterlesen.

Literatur

Desai, Anita: *Baumgartner's Bombay*. London: Heinemann, 1988.

Kämpchen, Martin; Stukenberg, Martin (Hrsg.): *Ausblicke von meinem indischen Balkon. Neue Reisen deutscher Schriftsteller nach Indien*. Bremerhaven: Wirtschaftsverlag, 2002.

Timmerberg, Helge: *Shiva Moon. Eine Reise durch Indien*. Berlin: Rowohlt, 2006.

- Elmentaler, Michael; Hoinkes, Ulrich (Hrsg.):
Gute Sprache, schlechte Sprache. Sprachnormen und regionale Vielfalt im Wandel. Frankfurt/M.: Lang, 2011 (Kieler Forschungen zur Sprachwissenschaft 2). – ISBN 978-3-631-59743-9. 208 Seiten, € 44,80

(Manuela von Papen, London / Großbritannien)

Sprache verändert sich, das ist hinlänglich bekannt. Es ist ein natürlicher Prozess, unter anderem bedingt durch Sprachhandlungen der Sprecher (quasi Sprachwandel ›von unten‹). Aber auch andere Einflüsse spielen eine Rolle, etwa sprachliche Erfolgsgeschichten oder von oben verordnete Sprachpolitik. Aus diesem Grund geht es im vorliegenden Sammelband um mehr, als was als »gut« oder »schlecht« bewertet wird (und bei der Lektüre des vorliegenden Buchs müssen wir uns gleich am Anfang davon lösen, »gut« und »schlecht« als Ausdruck von Qualität zu sehen), sondern auch um das, was als Sprachnorm verordnet wird, das, was als Varietät (nicht) erwünscht ist, und darum, wie Sprache verbunden ist mit den gesellschaftlichen und historischen Zusammenhängen. Sprache ist – so lernen wir schnell – auch eine Frage der Politik.

Eine Ringvorlesung an der Kieler Christian-Albrechts-Universität im Sommersemester 2009 liefert jetzt das Material für die vorliegende Aufsatzsammlung. Unter dem Untertitel *Sprachnormen und regionale Vielfalt im Wandel* wird der Leser

eingeladen, sich verschiedenen Aspekten des Wandels der Einstellung zu Sprache(n) zu nähern. Das Ergebnis ist eine Mischung von äußerst interessanten Beiträgen und solchen, die irgendwie nicht ganz dazugehören zu scheinen und sich nur schwer in den Anspruch der Sammlung pressen lassen.

Auf alle Fälle wird Interessenten verschiedener Spezial- und Interessensbereiche einiges geboten. Lieselotte Anderwald liefert Beobachtungen zum Sprachwandel in privaten englischen Briefen seit dem 16. Jahrhundert. Der Beitrag ist reich an Beispielen und für Anglisten und Nicht-Anglisten gleichermaßen ansprechend dargestellt. Briefe sind ein hervorragendes soziolinguistisches Untersuchungsobjekt: Wer konnte schreiben? Wem wurde geschrieben? Welche gesellschaftlichen Entwicklungen (Bildungsgrad, Rolle der Frau, sozialer Wandel etc.) sind daraus zu ersehen?

Während Anderwalds Beitrag durchweg zugänglich präsentiert ist, leidet der Aufsatz von Uwe Vosberg an Über-Präzisierung. Untersucht werden syntaktische und semantische Faktoren bei der Wahl von syntaktischen Strukturformen (britisches und amerikanisches Englisch). Der Aufsatz ist recht schwer verdaulich und liefert eher Auszählungen als greifbare Ergebnisse. Die vielen Schaubilder schrecken eher ab, denn sie stellen den (organischen) Sprachwandel mit Hilfe mathematischer Schaubilder dar. Thorsten Burkhard gibt uns einen Überblick über den Siegeszug und Untergang des Lateinischen als Weltsprache (lesenswert und historisch interessant, auch für Nicht-Latinisten geeignet).

Wohl bedingt durch seine geographische Lage, enthält die Kieler Ringvorlesung gleich zwei Beiträge zum Nordfriesischen. Alastair G. H. Walker bettet seinen Aufsatz in den Themenbereich des zunehmenden Statuswandels, den die europäischen Regional- und Minderheitensprachen, zu denen auch das Nordfriesische zählt, seit dem Ende des 20. Jahrhunderts erfahren haben. In diesem sehr lesenswerten Aufsatz, der auch Beispiele aus anderen Kulturen (Frankreich, Irland, Wales, Südtirol) zur Illustrierung hinzuzieht, geht es um den Paradigmenwechsel, den Minderheitensprachen in Europa durchlaufen (haben) – von Unterdrückung und Strafmaßnahmen zu Förderung und Zweisprachigkeit. Exemplarisch am Beispiel Nordfriesland werden diese Strömungen dargestellt. Doch obwohl es reichlich Beispiele »positive[r] Sprachenpolitik« (60) gibt (als Beispiel wird der vermehrte Friesischunterricht seit Mitte der 70er Jahre genannt), ist diese heute, so Walker, eher symbolisch als instrumentell.

Jarich Hoekstras Beitrag zum nordfriesisch-niederdeutsch-dänischen Sprachkontakt beschäftigt sich mit dem gleichen sprachlichen Gebiet, untersucht aber, anders als Walkers Überblick, spezifische Beispiele dafür, wie das Dänische das Schleswigsche Niederdeutsch und das Nordfriesische beeinflusst hat (Hoekstra bezieht sich auf Beispiele aus der Syntax).

Markus Hundt interessiert sich für die Einstellung Dialekten gegenüber. Die so genannte »Wahrnehmungsdiakologie« (77) beschäftigt sich damit, wie »der linguistische Laie« (78) einzelne Dialekte bewertet, ob er sie »schön« oder »hässlich« findet. Hundt nutzt als Material für seine Beobachtungen eine Reihe von Umfragen zur Wahrnehmung von Dialekten und bespricht die jeweiligen Befragungstechniken, Untersuchungskriterien und die darin enthaltene Problematik. Beispiele dieser Problematik sind etwa, dass einige Studien die Antworten von Dialektsprechern in ihrem eigenen Gebiet einschließen, indem sie etwa jemanden in München fragen, ob ihm Bayerisch gefällt. Ein anderer Punkt, der erwähnt wird, ist, dass die durchgehend negative Wahrnehmung des Sächsischen vor dem Mauerfall quasi in erster Linie durch negative (soziale und politische) Konnotationen (und nicht durch tatsächlichen Kontakt mit dem Dialekt) belegt werden kann. Doch gerade was das Sächsische angeht, gibt Hundt einen eindrucksvollen Überblick über Prestige (»Kanzleisprache«) und Verfall des Sächsischen (»Sprache der SED-Kader«) seit Luther.

Da alle von Hundt angeführten Untersuchungen als unzulänglich erachtet werden und es bislang keine verlässliche Studie darüber gibt, »wie sich laienlinguistische Vorstellungen zur deutschen Sprache und zu deren Substandardvarietäten, zu denen Dialekte und dialektal geprägte Umgangssprachen gehören«, verhalten (88 f.), schließt Hundt seine Ausführungen mit einer kurzen Darstellung eines Kieler Forschungsprojekts, das diese Mängel zu beheben hofft. Hier sind neue Ansätze und Untersuchungsschwerpunkte zu erwarten.

Unter welchen sozialen und politischen Bedingungen »Regionalsprachen in Migrationskontexten« (105) relevant sind, ist die Frage, der Ulrich Hoinkes nachgeht. Die 1998 in Kraft getretene *Europäische Charta der Regional- und Minderheitensprachen* verspricht Anerkennung und Schutz von Minderheitensprachen (wobei die Unterzeichnung der Charta nicht automatisch die Umsetzung regelt – die einzelnen Mitgliedsstaaten müssen sich selbst dafür einsetzen). In Europa gibt es über 60 Regional- und Minderheitensprachen, die »als Sprachen, die schon seit längerer Zeit von jeweils größeren Teilen der Bevölkerung eines Staates gesprochen werden, zugleich aber keine Varietät einer Amts-, Immigranten- oder Kunstsprache darstellen« (112 f.). Katalanisch, Sorbisch und Baskisch sind Beispiele, die uns geläufig sind. Das schon erwähnte Nordfriesisch gehört auch dazu. Doch im Gegensatz zu diesen »geschützten« Sprachen gibt es andere, nicht-europäische Sprachen, die diesen Schutz nicht genießen, aber jeweils von großen ethnischen Gruppen gesprochen werden, z. B. den Türken in Deutschland oder den Indern in Großbritannien.

Hoinkes führt selbst an, dass es in diesem Bereich noch sehr viel zu erforschen gibt (tatsächlich ist der Beitrag als Einführung gedacht), so z. B. die Fragestellungen: Wie wird eine Regionalsprache durchgesetzt? Wie hat sich ein Land an die sprachlichen »Bedürfnisse« einer Minderheit anzupassen? In der gren-

zenlosen EU wird das sicherlich noch die eine oder andere Forschungsarbeit anregen.

Die drei Beiträge am Ende scheinen mir eher fehl am Platz. In sich selbst sind sie durchaus schlüssig, im Rahmen der Aufsatzreihe wirken sie eher wie Anhängsel. Sonja Vandermeeren überlegt, wie DaZ- und DaF-Lerner mit Hilfe von Sprachlernstrategien ihre Deutschkenntnisse verbessern. Auf der Basis von empirischen Untersuchungen und praktischen Lehrveranstaltungen (u. a. eine, die Vandermeeren selbst leitet) kommt die Autorin zu dem Ergebnis, dass es verschiedene Lerntypen gibt (visuell, auditiv etc.) und dass erfolgreich angewandte Lernstrategien effektiveres Lernen bedeuten. Das ist nun wirklich keine neue Erkenntnis; jeder Lehramtsstudent lernt darüber in den Pädagogikstunden. Hinzu kommt, dass unklar bleibt, welche Funktion dieser Aufsatz in dieser Sammlung haben soll. Als fachdidaktischer Beitrag sicherlich lobenswert, aber hier nicht passend.

Ähnlich ist es mit Jörg Kilians Beitrag zur Dialektverschriftlichung in Internet-chats und -foren. Kilian zeigt, wie die (in erster Linie jugendlichen) Internetnutzer ihren Dialekt »verschriftlichen«, und liefert transkribierte Beispiele. So benutzen norddeutsche User eher »nicht« oder »nich«, süddeutsche hingegen »net« oder »ned«. Das erscheint (dialektgeographisch) einleuchtend, ebenso wie die Feststellung, dass »Schreiberinnen und Schreiber von Chat- und Instant Messaging-Beiträgen [...] nicht nach überregionaler Verständlichkeit« (164) streben, sondern simultan kommunizieren. Auch das ist nichts Neues. Auf der anderen Seite sind in diesem Beitrag durchaus Anregungen für weitere Arbeiten zu finden, zumal Kilian sein Fazit als offene Fragen formuliert, die, jede für sich, neue Erkenntnisse liefern können.

Der Band schließt ab mit einer Arbeit von Hartmut R. Pfitzinger. Er stellt auf der Basis historischer Werke seit dem 17. Jahrhundert die Systematisierung der Vokale dar. Obwohl Pfitzingers Fazit ist, »dass es *schlechtere* und *bessere* Schemata zur Beschreibung der Vokalqualität gibt« (202), gewährleistet das m. E. nicht, dass der Beitrag auch wirklich in den Sammelband passt. Er scheint sich eher in eine Form quetschen zu wollen, in die er nicht passt.

Rückblickend auf die 10 Beiträge komme ich mehr und mehr zu dem Schluss, dass die Aufsatzsammlung Opfer ihres Titels ist. *Gute Sprache, schlechte Sprache* weckt eine vollkommen andere Erwartungshaltung als der Untertitel *Sprachnormen und regionale Vielfalt im Wandel*. Neun der zehn Aufsätze befassen sich mit Aspekten, die (zumindest ansatzweise) Bezug auf den Untertitel nehmen, dem eigentlichen Titel wird im Grunde keiner gerecht. Bei einigen der wirklich gut geschriebenen Beiträge (Anderwald, Burkhard, Walker, Hoinkes und Hundt sind hier zu nennen) ist es schade, dass sie in einer Art Titel-Schublade gelandet sind, die ihrer ausgezeichneten Arbeit nicht wirklich gerecht wird.